BeBra MINI

ROSWITHA SCHIEB

BERLINER WITZ

BeBra Verlag

Inhalt

5 — **Der Berliner Witz**

15 — **Meckern is wichtig, nett kann jeder**

20 — **Widerworte sind Trumpf**

24 — **Berlin, der Nabel der Welt**

26 — **Erkenne dich selbst!**

29 — **Achtung, ansteckend!**

31 — **Mit 'n jewissen Aweck: französische Prägungen**

36 — **'n meschuggener Fisch: jüdische Prägungen**

44 — **Ick hab' keene Penunzen nich: slawische Prägungen**

45 — **Jeder zweite Berliner: schlesische Einflüsse**

49 — **Teekesselchen und die wörtlich genommene Sprache**

53 — **Linksanwalt und Wanderflegel – Sprachspiele**

54 — **Wanzen und Kolibris – niedrig trifft hoch**

58 — **Det konträre Jejendeel und viel Lärm um Prügel**

61 — **Falsch erwartet und grotesk übertrieben**

66 — **Radikale Plattitüden**

68 — **Infaulenza**

69 — **Jerührt wie Appelmus – der Berliner und seine Gefühle**

73 — **Kasimich und ausjearthurt: Freuden der Grammatik**

Der Berliner Witz

Ist der Berliner Witz verletzend? Nein, er ist schnell, scharf, intelligent, übertreibend, fantasievoll, pointiert. Ist der Berliner Witz tot? Nein, er ist unverwüstlich, ja unsterblich. Schon seit fast dreihundert Jahren unterliegt der Berliner Witz immer wieder Konjunkturen, wird totgesagt, nimmt an Fahrt auf in verwandelter Gestalt, wird erneut zurückgedrängt, bekrabbelt sich und ist lebendig – bis heute. Er hat bislang alle Zeiten rasanter demografischer Umwandlung, an denen Berlin so reich ist, überstanden und blitzt in einer Zeit, in der man mittlerweile in manchen Läden oder Restaurants auf Englisch bedient wird, an verschiedensten Stellen der Stadt auf: auf originellen Ladenschildern und in Friseurnamen, auf Märkten, in Taxis, in Traditionskneipen, die wider Erwarten doch noch existieren, und nicht zuletzt auf den Berliner Kabarett- und Comedy-Bühnen.

Da Berlin historisch gesehen durch Zuzug und Einwanderung groß geworden ist, sind nicht nur in den ursprünglich niederdeutschen Berliner Dialekt französische, jiddische und slawische Wendungen eingeschmolzen. Auch der spezifische Berliner Witz verdankt seine Schärfe

und seine Selbstironie jüdischen Einflüssen und das spielerische Wörtlichnehmen der Sprache schlesischen Zuwanderern. Aus dieser Melange entwickelte sich das typische Berlinertum, dem der Hang zum Auftrumpfen und zu originellen Widerworten, zur Vermischung von hohem und niedrigem Stil, zu entfesselten Übertreibungen, Gefühlsverspottung und zu einer Fülle von Synonymen, vor allem fürs Trinken und für Schlägereien, zu eigen ist.

Tatsächlich entwickelte sich im 18. Jahrhundert aus der Tradition willkürlicher Prügel unter dem Soldatenkönig nicht nur die Volksbelustigung der öffentlichen Keilereien, die sich noch im Lied »Bolle reiste jüngst zu Pfingsten« erhalten hat, sondern mit der Zeit auch die verbale Schlagfertigkeit. Erst um 1750 begann sich der Berliner Witz langsam zu regen, und zwar am Hofe unter Friedrich dem Großen, im Bürgertum und im Volk gleichermaßen. In der Zeit des Biedermeier und des Vormärz gelangte er dann zu einer ersten Blüte. Die originellen Schimpfkanonaden und verbalen Übertreibungen von Obsthökerinnen, Guckkästnern, Eckenstehern und anderen Vertretern des Berliner Volkes sind meisterhaft in Adolf Glaßbrenners Dialogen aus

der Mitte des 19. Jahrhunderts festgehalten. Vor allem den Hökerinnen mangelt es an duldsamer Servilität. Wird vonseiten der Kundschaft auch nur die kleinste Kritik am Feilgebotenen laut, fällt die dünne Tünche der Dienstbeflissenheit ab, die Hökerinnen reagieren wie von der Tarantel gestochen aggressiv und eine Schimpfkanonade originellster Beleidigungen ergießt sich über den armen Kunden, über »det Jemensche«, dem die fantasievollsten Wortarabesken wie Ohrfeigen entgegenklatschen: »Er langbeeniger Kranich! (…) Er spillrijet Jerippe (…), so'n Schatten von Mannsperson! (…) I Er Gespenst! Em blase ick ja durch seine durchsichtige Knochen in die Höchte, det Er verhungern soll in de Luft, (…) Er abjemerjelter Menschensplitter! (…) Er zweebenije Distel, (…) von oben bis unten wie'n hohler Zahn (…). Nehm' Er sich doch Kiessand und schaure (scheure) Er sich reene, damit nischt von Em übrig bleibt! Er abjeknabberte Kälberpote, laß Er sich do(r)ch zu Leim kochen und en Stiebelknecht mit sich zusammenkleben, damit er doch zu etwas nutze ist! (…) Er abjerissene Polizeiklinke!«

Nach einem Tiefstand des Berliner Witzes um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren es ab 1848

vor allem jüdische Schlesier wie Karl von Holtei, der die komische Figur des »Nante Eckenstehers« ersann, oder David Kalisch und Ernst Dohm, die durch brillante sprachspielerische Possen und vor allem durch das wortwitzig-funkelnde Satiremagazin »Kladderadatsch« »ganz Deutschland vorm Einschlafen geschützt« haben, wie Karl Gutzkow anerkennend sagte. Auch aus Adolf Glaßbrenners Feder stammen einige humorvolle Nante-Dialoge:

»Aktuarius: Geboren?

Nante: Ja, jeboren bin ick. Je suis. Entschuld'jen Sie, wenn ick manchmal en bissken Französisch unter meine Reden ließe. (…)

Aktuarius: Was war Er, bevor er Eckensteher wurde? (…)

Nante: Nun überließ ick mir selber und studierte Straße, zettadier: ick wurde Straßenjunge.«

Aufgrund der immer stärker einsetzenden Industrialisierung waren es ganze Menschenströme, die aus allen Provinzen nach Berlin kamen, von Heinrich Zille ebenso sozialkritisch wie komisch mit dem Zeichenstift festgehalten. Der Spruch »Jeder zweite Berliner ist Schlesier«, der am Ende des 19. Jahrhunderts aufkam, zeigt, dass die meisten Zugezogenen aus eben jener preußischen Pro-

vinz stammten, von wo sie nicht nur ihre sprachspielerische Ader, sondern auch Herz und Seele mitbrachten.

Dem massiven Antisemitismus dieser Zeit gelang es glücklicherweise nicht, den hochintelligenten, geistreichen jüdischen Witz zu verdrängen, der bis 1933 zu der einzigartigen berlinisch-jüdischen Symbiose beitrug. So sind vom Berliner Urgestein Max Liebermann etliche witzige Repliken überliefert. Als ein Künstler seinen ersten Orden stolz präsentierte, antwortete der berühmte Maler der Berliner Secession, der von Orden nicht viel hielt: »Passen Se uff! Jetzt kommen noch mehr. Wo ein Hund hinpißt, da pissen alle hin!« Wie selbstironisch Liebermann sein konnte, zeigt sich in seiner Reaktion, als er bei einer Tombola den ersten Preis gewonnen hatte, einen echten Liebermann. Enttäuscht und belustigt betrachtet er sein Werk und bemerkt: »Wenn ick det jewußt hätte, hätte ick mir zu wat Besserem uffjeschwungen.« Als Liebermann in den späten 1920er Jahren den berühmten Chirurgen Ferdinand Sauerbruch porträtierte, erklärte dieser nach einiger Zeit ungeduldig: »Können Sie sich nicht ein bißken beeilen? Ick muß in die Charité – und bei Ihrer Arbeit kommt es ja nicht so drauf an.«

»Saren Se det nich«, antwortet Liebermann, »wissen Se – wat Sie vermurksen, deckt der jriene Rasen. Wat ick mache, kommt ins Museum.«

Auch in den Zwanzigerjahren waren es viele jüdische Kabarettisten und Satiriker, die den Berliner Witz in Kabaretts und pointierten Chansons aufblühen ließen. So ersann Kurt Tucholsky die Figur des neureichen Inflationsgewinnlers Raffke, die dann als Witzfigur ein Eigenleben zu führen begann. So war der neureiche, prahlerische Raffke einmal zur Zeit des sozialen Elends nach Kriegsende bei einem großbürgerlichen Bekannten zu Besuch, der mit Blick auf seine Bildersammlung sagt: »Ich habe das ganze Haus voll Niederländer.« »Is ja scheußlich, diese Wohnungsnot! Könn' Se die Leute denn nich in Baracken untabring'n lass'n?« Raffke selbst wohnt in einer repräsentativen, um nicht zu sagen protzigen Villa, über deren Eingangsportal »A. D. 1922« eingemeißelt ist, was Raffke ohne mit der Wimper zu zucken mit »Aus Devisen 1922« übersetzt. Da er sich in seinem Haus auch mit Kulturgütern schmückt, kann Frau Raffke ihrer Bekannten Frau Neureich erzählen: »Unsere Wohnung ist voller Tizians.« Darauf die Bemerkung: »Könn' Se denn nich mal 'n Kammerjäger komm'n lassen?«

In den Zwanzigerjahren schrieb Friedrich Hollaender geistreiche Chansons und »det kleene freche Aas« Claire Waldoff wurde zur singenden »dollen Bolle« von Berlin. Auch Egon Erwin Kisch, der rasende Reporter aus Prag, kam nach Berlin, wo er sich schnell als sehr schlagfertig erwies. So wurde Kisch im »Café Größenwahn« vom Reiseschriftsteller Collin Ross, der dem aufkommenden Faschismus nahestand, mit den Worten begrüßt: »Guten Abend, Herr Kitsch!« Kisch aber lächelte freundlich zu seinem Widersacher hinüber und erwiderte herzlich: »Guten Abend, Herr Rotss! Anbei das ›t‹ zurück!«

Neben den mehr oder weniger kritischen Flüsterwitzen während der NS-Zeit erfreute sich die doppelbödige Wortakrobatik des Kabarettisten Werner Finck großer Beliebtheit. Als nach der anfänglichen Begeisterung der Deutschen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs die Siegesmeldungen dann spärlicher wurden und immer mehr auszubleiben begannen, kursierten verschiedene Sprüche, die die wachsende Unzufriedenheit der Bevölkerung zeigen. So hieß es, als sich während des Krieges die ersten Einsparungsmaßnahmen bemerkbar machten: »Goebbels will jetzt alle Zeitungen eingehen lassen. Er hat

eine eigene gegründet. Sie heißt ›Die Schnauze‹. 70 Millionen halten sie schon.« Die sich mehrenden militärischen Niederlagen wurden allerdings propagandistisch zu verschleiern versucht, worauf folgender Witz Bezug nimmt: Was ist der Unterschied zwischen einem Volksempfänger und einem Großradio? Mit dem ersten hört man »Deutschland über alles«, mit dem andern alles über Deutschland.

Der schwindende Glaube der deutschen Bevölkerung an die NS-Propaganda zeigt die scherzhafte Umbenennung des »Reichspropagandaministeriums« in »Reichsgeltungsbedürfnisanstalt«, Goebbels wurde als »Reichsspruchbeutel« oder »Reichslügenmaul« tituliert. Nach einem Treffen von Hitler und Mussolini während des Krieges wurde Hitler gegenüber Mussolini in den Mund gelegt: »Italien ist zu beneiden. Über Italien lacht immer der blaue Himmel.« Woraufhin Mussolini antwortete: »Was heißt das schon? Über Deutschland lacht doch die ganze Welt!« Aber mit der Deportation und Vernichtung der Juden wurde auch ihr intelligenter, sprühender Witz aus der Stadt getrieben.

Als Berlin nach dem Zweiten Weltkrieg unmittelbar in den Strudel des Kalten Krieges hi-

neingerissen wurde, reagierte die mittlerweile geteilte Stadt mit diversen Witzen, Karikaturen und Kabaretts – gerne auf Kosten des ideologischen Systems der jeweils anderen Stadthälfte. Die Sektorenstadt begann sich nun auch dadurch zu unterscheiden, dass in Ost-Berlin weiterhin berlinert wurde, während der Dialektgebrauch in West-Berlin neuerdings als unfein galt. Vergessen war wohl, dass in früheren Zeiten nicht nur Größen wie der Bildhauer Schadow und der Maler Max Liebermann, sondern auch die preußischen Könige ganz selbstverständlich berlinert hatten. In der Stagnationszeit nach dem Bau der Berliner Mauer, die als »Endmoräne des Zweiten Weltkriegs« bezeichnet werden konnte, wurde in den 1970er und 1980er Jahren immer wieder das Abhandenkommen des Berliner Witzes beklagt. Und doch überlebte er in West-Berlin in komischen TV-Sketchen und witzigen Fernsehserien, während er sich in Ost-Berlin in den sogenannten Wanderwitzen, die hinter vorgehaltener Hand erzählt werden mussten, immer wieder Geltung verschaffte.

Nach der Wende boomten in Berlin Comedy Clubs, Lesebühnen und andere Kleinkunsttheater für Kabarettisten und Comedians. Und

es ist erstaunlich, wie viele von ihnen gebürtige Berliner sind, die all das verkörpern und all das zum Ausdruck bringen, was schon seit knapp dreihundert Jahren das Berlinertum auszeichnet: Unsentimentalität, Schärfe, Auftrumpfen, verbale Aggressivität, Wortwitz, Selbstironie, Sprachspielerei, Übertreibung und immer wieder die Annahme, dass Berlin der Nabel der Welt ist, eine Vorstellung, die zwischen Großmannssucht und Liliput changiert. Unter all diesen Performancekünstlern und Autoren findet sich auch der Berliner Thilo Bock, der immer wieder den »quabbelnden« Berliner Volksmund aufspießt, so das Handygequassel eines Fahrgastes in der U-Bahn, die gerade an der Station »Hausvogteiplatz« hält: »Hausvoorelplatz, (…) da bin ick jetzte. Kennste nich, Hausvoorelplatz? Kennt doch jeda, also vom Lesen. Nee, ohm bin ick nie jewesen. Wieso ooch? Wat sollick 'n da? (…) Hausvoorelplatz, haste ma jehört, dit am Hausvoorelplatz wat wäre, wo man hinjeht, so im alljemeinen? (…) Keene Ahnung, wat Hausvoorel so jenau is. Muß man dit wissen, nur weil et so 'n Platz hier jibt? (…) Schätze mal, 'n Hausvoorel is so'n Piepmatz. Meene Omma hatte ooch mal eenen.«

Obwohl der Berliner Witz in der heutigen Zeit durch den internationalen Zuzug nach der Wende immer wieder totgesagt wurde, ist es erstaunlich, wie überlebensfähig er ist und das nicht nur bei den Auftritten von Kurt Krömer, Fil, Ilka Bessin oder Martin Buchholz, um nur einige wenige der zeitgenössischen Berliner Kabarettisten zu nennen, sondern auch auf der Straße, im Bus, auf dem Markt, in der Kneipe, in den Läden und in Eisdielen mit originellen Namen wie »Eisdieler«.

Meckern is wichtig, nett kann jeder

1873 hieß es in Meyers *Konversationslexikon*: »Die Berliner zeichnen sich aus durch scharfen Verstand, Witz und Schlagfertigkeit. Sie haben dazu die Gewohnheit, an Großem zu mäkeln«. Dieser Ton, dieser Witz, der vor hundert oder hundertfünfzig Jahren noch die Berliner Straßen beherrschte und prägte, scheint sich heute von der Straße eher in Kabaretts und Comedy-Shows verlagert zu haben. Und doch kann man den Berliner Ton manchmal noch auf Wochenmärkten hören, gerne kurz vor Marktschluss, wenn die Waren in